

# Queer Spaces

Nina Schuster

Die Debatte um Queere Räume ist in der deutschsprachigen Stadtsoziologie und der raumbezogenen Forschung bislang nur marginal, anders als im englischsprachigen Kontext. Der Artikel zeigt einige Entwicklungslinien von Frauenbewegungen und frauenpolitischen Debatten zur feministischen Forschung und feministischen Theorie auf und stellt wichtige Diskurse der daran anschließenden feministischen Stadtforscherinnen vor. Diese sind grundlegend für die aktuellen Erweiterungen feministischer Kritiken durch queer/feministische Perspektiven auf räumliche Prozesse, die nachfolgend erläutert werden. Damit soll verdeutlicht werden, dass queer/feministische Forschungen die feministischen Analysen der Zusammenhänge von Geschlecht und Stadt/Raum um den Blick auf verschiedene und komplexere Formen sozialer Ungleichheiten erweitern.

## Frauenbewegungen und gesellschaftspolitische Auseinandersetzungen

Die Anfänge der westeuropäischen und US-amerikanischen feministischen Frauenbewegungen und -forschung fanden in den bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihren ersten Höhepunkt. Die verschiedenen Frauenbewegungen kritisierten Ausschluss, Abwertung und Unterordnung von Frauen in modernen Gesellschaften. Wichtige Forderungen waren solche nach Gleichheit, z. B. in Bezug auf das Wahlrecht und das Recht auf Ausbildung und Arbeit, sowie solche nach Differenz, etwa beim Mutterschutz (Lenz 2004). Dabei entwickelten sich Frauenbewegungen immer „im Plural“ (ebd.: 665), also in verschiedenen Klassen, ethnischen und kulturellen Milieus, wobei sich neben säkularen auch religiöse Strömungen formierten. In den Zweiten Frauenbewegungen seit Mitte der 1960er Jahre wurden auch die Stimmen von Lesben- und Migrantinnenbewegungen bedeutsam.

Die Akteurinnen der Zweiten Frauenbewegungen nahmen die Forderungen nach Gleichberechtigung wieder auf, spitzten die Kritik an patriarchalen Gesellschaftsstrukturen weiter zu und entwickelten neue Fokussierungen und Politikformen (Holland-Cunz 2003): Sie diskutierten Arbeits- und Lebensbedingungen von Frauen, insbesondere die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung von Reproduktions- und Erwerbsarbeit, die Darstellung des weiblichen Körpers in den Medien, den Umgang mit dem eigenen Körper, mit Reproduktion und Sexualität sowie die bislang tabuisierte (auch sexuelle) Gewalt an Frauen und Mädchen, insbesondere im Nahbereich von Ehe und Familie. Das Konzept

des Patriarchats und die damit einhergehende Gesellschaftskritik sind dabei sowohl für die Frauenbewegungen als auch für die feministische Theoriebildung von zentraler Bedeutung. Es erfasst, allgemein gesprochen, „Ungleichheiten und Diskriminierungen, die Frauen in den unterschiedlichen Lebenssphären betreffen“ (Cyba 2004: 15), und die als charakteristisch für das bestehende Gesellschaftssystem betrachtet werden. Der Patriarchatsbegriff bildet ein wichtiges Feld der Auseinandersetzung in feministischen Theorien, und seine Definition und Verwendung unterlagen im Laufe der Jahrzehnte einem deutlichen Wandel. Heute wird davon ausgegangen, dass dem Patriarchat ein komplexes System aufeinander bezogener sozialer Strukturen und Beziehungen zugrunde liegt (ebd.: 19).

Die Zweite Frauenbewegung differenzierte sich immer mehr aus: Seit den 1980er Jahren stellen *Women of Color* (schwarze Frauen bzw. Frauen mit Migrationshintergrund) die Frage nach dem Subjekt der Frauenbewegung um zu zeigen, dass es *die* Frau nicht gibt. Aus der Perspektive postkolonialer Kritik rücken sie die sozialen Differenzen zwischen Frauen, insbesondere hinsichtlich *Race*, Ethnizität und Klasse/Schicht in den Blick der politischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen (Lorde 1983, Hooks 1993). Lesbische Frauen verstärken die Kritik an heterosexuellen Selbstverständlichkeiten, in der Gesamtgesellschaft ebenso wie in den eigenen feministischen Frauengruppen (Rich 1983, Laps 1994). Die politischen Anliegen der verschiedenen Frauenbewegungen zeichnen sich durch die Besonderheit aus, dass sie immer mit einer theoretischen, häufig gesellschaftskritischen Auseinandersetzung einhergehen. Dem Anspruch, Gesellschaftstheorie und politische Praxis miteinander zu verknüpfen, wird große Bedeutung beigemessen. „Frauenbewegungen sind mobilisierende kollektive AkteurInnen [...]. In ihnen setzen sich *Personen* unter maßgeblicher Beteiligung von *Frauen* für einen grundlegenden Wandel der Geschlechterverhältnisse und damit verbundener gesellschaftlicher Ungleichheit und Abwertung ein. Sie kritisieren die herrschenden geschlechtlichen Leitbilder, Normen und Diskurse und entwerfen Alternativen, die zu neuen Normierungen führen können.“ (Lenz 2004: 666, Herv. i. Orig.)

### **Feministische Wissenschaft, Gender- und Queer Studies**

Untrennbar von den Auseinandersetzungen und Aktivitäten der Frauenbewegungen ist die Entstehung einer feministischen Wissenschaft(skritik). Dies beruht zunächst auf der Annahme, dass Perspektiven und Erfahrungen von Frauen in der Wissenschaft keine Rolle spielten. Durch eine Aneignung der eigenen Geschichte und der Wissensproduktion sollte „dem androzentrischen Blick in der ‚herrschenden‘ Wissenschaft [...] eine eigene, frauenspezifische Perspektive“ entgegengesetzt werden (Heimberg 2005: 23, Herv. i. Orig.). Donna Haraway weist auf die Konstruiertheit von Geschichte und Wissen hin: „Geschichte ist eine Erzählung, die sich die Fans westlicher Kultur gegenseitig erzählen, Wissenschaft ist ein anfechtbarer Text und ein Machtfeld, der Inhalt ist die Form.“ (Haraway 1995: 75) Allerdings geht sie davon aus, dass alle Arten von Wissen und

Erkenntnisansprüchen sozial konstruiert sind. Die Grenzziehungen von Wissensbeständen zwischen innen und außen seien Machtstrategien und beinhalteten daher nicht die Annäherung an eine Wahrheit. Wissen sei immer aus einer bestimmten Perspektive entwickelt und sozial situiert. Daher verneint Haraway auch die Möglichkeit einer feministischen Version von Objektivität. Wissensansprüche und Wissenssubjekte seien immer historisch kontingent. An Stelle einer unmarkierten Wissensposition des Mannes und des Weißen, die Objektivität für sich beanspruche, plädiert sie für eine „Lehre verkörperter Objektivität [...], die paradoxen und kritisch-feministischen Wissenschaftsprojekten Raum böte“ (ebd.: 80). Feministische Objektivität würde dann einfach situiertes Wissen bedeuten.

Rosemary Hennessy fasst Feminismus als ein „Ensemble von Debatten, kritischen Erkenntnissen, sozialen Kämpfen und emanzipatorischen Bewegungen [...], das die patriarchalen Geschlechterverhältnisse, die alle Menschen beschädigen, und die unterdrückerischen und ausbeuterischen gesellschaftlichen Mächte, die insbesondere Frauenleben formen, begreifen und verändern will“ (Hennessy 2003: 155). Gemeinsamer Ausgangspunkt der heterogenen feministischen Konzepte sei die Auflehnung gegen die „Identifizierung von Frauen als einer Männern nachgeordneten Gruppe“ (Thiessen 2004: 36). Feministische Analysen und Politiken hätten das Ziel, sowohl die Lebenssituation und die gesellschaftliche Positionierung von Frauen zu verändern als auch die politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Strukturen und Prozesse, auf denen die Unterordnung von Frauen beruhe. Dies müsse einhergehen mit einer grundlegenden politischen Veränderung von Machtverhältnissen und beziehe sich nicht nur auf Geschlechterverhältnisse, sondern auf alle Ausgrenzungs- und Marginalisierungsprozesse. Barbara Thiessen identifiziert die „Untersuchung binärer Oppositionen als Strukturprinzip moderner Gesellschaften und Grundlage hierarchischer Geschlechterverhältnisse“ ebenso wie die „Veränderung diskriminierender Verhältnisse“ (ebd.) als gemeinsamen Nenner des wissenschaftlichen Feminismus.

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich eine Vielzahl theoretischer Ansätze zur Erforschung der Zusammenhänge von Geschlecht, Sexualität und Gesellschaft entwickelt. Die im Folgenden skizzierten Konzepte beziehen sich auf Diskurse in Westeuropa und Nordamerika. In anderen Erdteilen verlaufen feministische, frauen- und geschlechterpolitische und wissenschaftliche Diskurse entlang anderer Linien (Basu 1995, Hennessy 2003). Die folgende Darstellung beschränkt sich auf zwei wichtige theoretische Strömungen, die seit Beginn der 1990er Jahre feministische Theoriedebatten entscheidend prägen und zu wichtigen Bezugspunkten aktueller Theoriebildung geworden sind: das interaktionstheoretisch ausgerichtete Konzept des *Doing Gender* (West/Zimmerman 1987) und die diskurstheoretische Perspektive (Butler 1991; 1997). Beide Konzepte rücken soziokulturelle und diskursive Prozesse, mittels derer zwei Geschlechter (Frauen und Männer) als differente hervorgebracht werden, in den Mittelpunkt. Hatten bisherige Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung auf die gesellschaftliche Konstruktion des sozialen Geschlechts (*gender*) rekurriert und angenommen, dass diese auf einer „biologisch“ be-

gründeten Zweigeschlechtlichkeit basiere, wird seit den 1990er Jahren auch die bisher als biologisch bzw. natürlich angenommene Geschlechtszugehörigkeit (*sex*) als *soziale* Konstruktion denaturalisiert. Das heißt, dass eine Perspektivverschiebung in der feministischen Forschung und den neu entstehenden Gender Studies stattgefunden hat: von der Erforschung der Geschlechterverhältnisse und der Thematisierung von Unterschieden zwischen „den zwei“ Geschlechtern zu einer Erforschung der sozialen Konstruktionsprozesse von Geschlecht und der Einflüsse anderer sozialer Unterscheidungen wie Sexualität, Ethnizität, Klasse auf diese Prozesse.

### **Doing Gender**

Candace West und Don H. Zimmerman (1987) gehen davon aus, dass biologisches und soziales Geschlecht untrennbar voneinander sind und dass beide in Prozessen des *Doing gender* im Rahmen der alltäglichen Interaktion hergestellt werden. Die für die Analyse der sozialen Herstellung von Geschlecht notwendigen Kategorien sind für West und Zimmerman *sex*, *sex category* und *gender*. *Sex* sei dabei eine Bestimmung, die durch Anwendung biologischer Kriterien entstehe, die sozial verhandelt würden, um Personen als weiblich oder männlich zu klassifizieren. Diese Kriterien seien die Genitalien bei der Geburt oder die chromosomeale Bestimmung vor der Geburt, wobei beide nicht notwendig miteinander übereinstimmen müssten. Die Platzierung in der *sex category* werde erreicht über die Anwendung der oben genannten Kriterien zur Zuschreibung von *sex*. Allerdings sei die Kategorisierung im Alltagsleben verfestigt und werde durch sozial erworbene Identifikationsmuster unterstützt, die die Mitgliedschaft in einer der Kategorien anzeigen.

Im Gegensatz zur *sex category* ist *gender* bei West/Zimmerman die *Aktivität*, sich im Licht normativer Konzepte von Haltungen und Tätigkeiten so zu verhalten, dass es der *sex category* einer Person angemessen ist. Die Herstellung von Geschlechtszugehörigkeit (*doing gender*) werde von allen Gesellschaftsmitgliedern unternommen und sei eng mit deren Kompetenzen als Gesellschaftsmitglieder verknüpft. Sie umfasse einen Komplex von sozial geleiteten wahrnehmungsbezogenen, interaktionsbezogenen und mikropolitischen Aktivitäten. Im Prozess des Herstellens würden die einzelnen Äußerungen als Ausdruck männlicher und weiblicher *Natur* entworfen und damit dem Bereich des Gesellschaftlichen entzogen. Damit sei *gender* eine Fähigkeit und eine erworbene Eigenschaft situierten Verhaltens, das zwar in individuellen Prozessen ausgehandelt werde, aber durch Interaktionsregeln und gesellschaftliche Strukturen institutionalisiert sei. Problematisch sei die so arrangierte Ordnung der Geschlechter deswegen, weil sie die historisch gewachsene hierarchische Unterordnung von Frauen unter Männer etabliere, immer wieder erneuere und legitimiere, und zwar durch die Naturalisierung kultureller Artefakte. Indem die Individuen als Männer und Frauen in ihren Interaktionen geschlechtliche Zweifelt permanent wiederholt darstellten, und durch die Art und Weise,

wie sie dies täten, passten sie sowohl ihre Körper als auch ihren Geist in die hierarchischen Muster von Untergebenheit und Dominanz ein (West/Zimmerman 1987: 146).

Wie West/Zimmerman untersucht Pierre Bourdieu einige Jahre später in seinem Text *Die männliche Herrschaft* (1997), wie die geschlechtliche Einteilung der Welt und die Geschlechterhierarchie über eine sexuierte Naturalisierung in der sozialen Welt objektiviert werden. Bourdieus Fokus liegt, anders als bei West/Zimmerman, nicht auf der Differenzierung von naturalisiertem biologischem Geschlecht, Geschlechtszuschreibung und den Praktiken von deren Herstellung. Auch wenn eine Unterscheidung in biologisches und soziales Geschlecht seinen Analysen zugrunde liegen mag, interessieren ihn vor allem die sozialen Prozesse, in denen soziale Ungleichheiten auf der Grundlage bestehender Macht- und Herrschaftsverhältnisse naturalisiert werden. Zentral ist dabei Bourdieus Annahme, dass die objektivierte Unterscheidung in zwei Geschlechter in den Habitus inkorporiert werde. In den Habitus schrieben sich im Rahmen ritualisierter Praktiken vergangene und aktuelle Formen von Herrschaft ein, die auf diese Weise fortlebten. Bourdieu arbeitet heraus, dass die männliche Herrschaft mit Hilfe des Habitus als universelles Prinzip des Sehens und Einteilens, also als ein System von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungskategorien wirke. Das bedeute, dass die fundamentalen, für die soziale Ordnung konstitutiven Beziehungen somatisiert würden, in den Leib eingeschrieben. Dies führe zur Herstellung zweier unterschiedlicher Geschlechter, zweier Systeme naturalisierter sozialer Unterschiede: „Beide [Systeme naturalisierter sozialer Unterschiede, d. A.] sind gleichermaßen in die körperliche *hexis* – in Form von zwei entgegengesetzten und komplementären Klassen von Körperhaltungen, Gangarten, Weisen des Auftretens, Gesten usf. – und in die Köpfe eingelassen.“ (Bourdieu 1997: 162)

Die auf diese Weise hergestellte Unterschiedlichkeit der zwei Geschlechter beinhaltet durch die Hierarchisierung der Unterschiede symbolische Herrschaft, die durch den Habitus verschleiert werde, in welchem sie verankert sei. Dem Zugriff der Selbstreflexion und der Willenskontrolle bleibe sie oftmals entzogen. Um der symbolischen Gewalt, die eine Dimension aller Herrschaft sei und das Wesentliche der männlichen Herrschaft ausmache, auf die Spur zu kommen, analysiert Bourdieu die sozialen Bedingungen der Herstellung des Habitus: Diese seien letztlich die verborgene Voraussetzung für die reale Wirklichkeit dieses scheinbar magischen Vorgangs. Die Gewalt der sozialen Welt an den Subjekten bestehe darin, dass sie in deren Körper „ein regelrechtes Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsprogramm prägt“ (ebd.: 168). Dieses verunmögliche den Individuen oftmals, die Produktionsbedingungen ihres eigenen Habitus und ihrer sozialen Position zu reflektieren.

Welche Aspekte im Rahmen geschlechtsspezifischen Interaktionsverhaltens und dessen Sozialisation besonders relevant sind, hat auch Erving Goffman in *Das Arrangement der Geschlechter* (1994 [1977]) herausgearbeitet. Die Sozialisation fördere die Einkörperung von Geschlecht in Gestik, Mimik und Interaktionsverhalten, was durch Wiederholung bestehender ritualisierter Interaktionssituationen und im Zusammenspiel mit bestehenden Gesellschaftsstrukturen (und entsprechend sozialen Hierarchien) geschehe

(ebd.: 111f.). Die Individuen griffen dabei auf ein Repertoire von geschlechtsspezifisch zugeordneten Objekten und Orten zurück, die die Relevanz von Geschlecht aufrecht zu erhalten hülften (z. B. Damen- und Herrentoiletten, geschlechtsspezifische Kleidung, geschlechtlich getrennte Abteilungen in Bekleidungsgeschäften, Damen- und Herrenfriseur, geschlechtlich unterschiedene Kinderspiele usw.). Dabei liefere Geschlecht die Basis für eine körperbasierte Kodifizierung, auf der soziale Interaktionen und Machtstrukturen aufbauten (Kotthoff 1994: 164), die die Basis der Naturalisierung zweigeschlechtlicher Geschlechterdifferenzen bildeten (Goffman 1994: 109, 111 f., 142).

### **Queer/feministische Heteronormativitätskritik**

Queer/feministische Theorieansätze richten sich eher auf die Kritik an heterosexuellen Normen der Zweigeschlechtlichkeit und die diskursiven und sprachlichen Herstellungsbedingungen von Geschlecht und Sexualität. Sie erweitern die Perspektive des *Doing gender* um die Analyse des normativen gesellschaftlichen Rahmens. Dabei greifen sie im Anschluss an Michel Foucaults *Der Wille zum Wissen* (1983) nicht nur den Gedanken einer machtgestützten historischen Zurichtung der Körper für die Geschlechterordnung auf, sondern betonen darüber hinaus die Kontingenz der Geschlechterbinarität (Sgier 1994, Ott 1998, Engel 2002, Klöppel 2002). Daher schlagen sie vor, auch die Materialität der Körper und das anatomische Geschlecht als Effekte machtvoller kultureller Formierungen anzusehen: Die Materialität der Körper unterliege ebenso wie das soziale Geschlecht (*gender*) soziokulturellen Konstruktionsprozessen, müsse jedoch keineswegs notwendig die Form einer exklusiven Geschlechterbinarität annehmen. Dafür knüpfen queer/feministische Ansätze u. a. an die Analysen Judith Butlers in *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) an, die in der feministischen Theorie kontroverse Debatten ausgelöst haben. Butlers These lautet, dass eine „Matrix der Heterosexualität“ die rigide zweigeschlechtliche Unterscheidung der Körper organisiere und sich durch deren Naturalisierung selber legitimiere. Sie geht davon aus, dass Geschlecht (*sex* und *gender*) durch die Wiederanrufung in Sprache und diskursiven Praktiken performativ hergestellt wird. Das bedeutet, dass eine Kohärenz zwischen Geschlechtskörper (*sex*), sozialem Geschlecht (*gender*), Geschlechtsidentität und Begehren nicht naturgegeben sei, sondern normatives Ideal und Effekt mühsamer Zurichtung, die durch ein heteronormatives Herrschaftsregime abgesichert würden. Geschlechts(körper) und Sexualität werden also als Instrumente und zugleich als „Effekte bestimmter moderner Bezeichnungs-, Regulierungs- und Normalisierungsverfahren“ (Hark 1993: 104) begriffen, wobei „Zweigeschlechter-Ordnung und das Regime der Heterosexualität in komplexer Weise koexistieren, sich bedingen und wechselseitig stabilisieren“ (Hark 2004b: 106).

Heteronormativität benennt dabei die Norm zweigeschlechtlich organisierter Geschlechterverhältnisse und daran angeknüpfter Subjektivitäten, Lebenspraxen, symbolischer Ordnungen und gesamtgesellschaftlicher Strukturierung (Wagenknecht 2007). Das

„Regime der Heterosexualität“ organisiere nicht allein Subjektivitäten, Beziehungsweisen und Begehrensformen, sondern strukturiere auch gesellschaftliche Institutionen wie Recht, Ehe, Familie und Verwandtschaft sowie wohlfahrtstaatliche Systeme. Dabei sei es „eingeschrieben in (alltags-)kulturelle Praxen wie Fotos in der Brieftasche tragen, Familienpackungen einkaufen, Gäste empfangen, Weihnachten feiern, eine Waschmaschine kaufen, ein Formular ausfüllen oder Diät halten“ (Hark 2004b: 106) und organisiere ökonomische Verhältnisse, z. B. in Bezug auf die geschlechtliche Arbeitsteilung.

Butler gibt zu bedenken, dass die Annahme eines biologischen Geschlechts (*sex*) eine binäre Geschlechterdifferenz stillschweigend voraussetze, die sich nun als Absicherung der normativ heterosexuellen, hierarchischen Geschlechterordnung erweise. Mit Bezug auf Foucault formuliert sie, es gebe keinen „Rückgriff auf den Körper, der nicht bereits durch kulturelle Bedeutungen interpretiert ist“ (Butler 1991: 26). Geschlecht könne daher keine vordiskursive, anatomische Gegebenheit sein. Die Materialität des Körpers sei Ergebnis der „Wirkung einer Machtdynamik“ (Butler 1997: 22) und sei damit nicht zu trennen von den regulierenden Normen, die die Materialisierung beherrschten. In ihren Analysen verwendet sie Michel Foucaults Perspektive auf den Zwangscharakter von Normen im gesellschaftlichen Konstitutionsprozess. Foucault betrachtet Normen vor allem unter dem Aspekt ihrer engen Verkopplung mit einer modernen Form der Disziplinierung der Individuen, die mit Kontrolle, Überwachung und Einsperrung einhergehe. Ihn interessiert der Zwang, der in modernen Gesellschaften von Normen ausgeht, und damit die Frage, inwiefern Normen maßgeblich an der Konstitution moderner Gesellschaften beteiligt sind. Normen bilden nach Foucault insofern den integrierenden Bestandteil einer Gesellschaft, als Abweichungen von der Norm die Norm stabilisierten. Der Gesellschaftsstruktur liege eine Einteilung der Menschen in „normal“ und „pathologisch“ zugrunde. Auf der Grundlage entsprechender Normen sei ein System der Normalisierung etabliert worden, das sich auf Verhaltens- und Lebensweisen und so unterschiedliche Bereiche wie Arbeit und Affekte beziehe, also sowohl medizinische, soziale als auch psychische Aspekte umfasse (Foucault 1983; 2001). Die auf diese Weise entstandene Normalisierungsgesellschaft sei der „historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie“ (Foucault 1983: 172).

Sowohl aus ethnomethodologischer als auch aus diskurstheoretischer Perspektive wird also spätestens seit Anfang der 1990er Jahre die Unterscheidung von biologischem Geschlecht (*sex*) und sozialem Geschlecht (*gender*), die in der feministischen Theorie bislang nützlich gewesen war, um die Naturalisierung von Geschlecht anzufechten, in Frage gestellt. Dies führte zu Richtungs- und Generationenstreits in feministischer Forschung und Politik, und zwar zwischen Vertreterinnen (differenz-)feministischer Anliegen und poststrukturalistisch geprägten Feministinnen, was sich z. B. in dem Band *Der Streit um Differenz* (Benhabib et al. 1993) widerspiegelt. Gegner(inn)en dekonstruktivistischer Positionen befürchteten, dass die Subjekte des Feminismus ihre „Ich-Identität, Handlungsfähigkeit und Autonomie“ (Benhabib 1993: 14) verlieren könnten. Butler erwidert darauf, dass sie zwar davon ausgehe, dass Menschen „von der Sprache hervor-

gebracht [werden], und zwar innerhalb eines gegebenen Macht- und Diskursgeflechtes“ (Butler 1993: 125). Dieses sei für „Umdeutung, Wiederentfaltung und subversive Zitate von innen“ (ebd.) offen – Handlungsfähigkeit sei dort möglich, wo der Diskurs sich erneuere. Der Diskurs sei einerseits der „Horizont der Handlungsfähigkeit“ (ebd.), zugleich müssten performative Prozesse der Wiederholung als Möglichkeiten gedacht werden, Umdeutungen vorzunehmen. Weitere Kritik regt sich aufgrund des angeblichen Verlusts der „Leibhaftigkeit“ (Duden 1993) in der Theorie Judith Butlers. Butler setzt sich in *Körper von Gewicht* (1995) explizit mit dieser Kritik auseinander. Einen Feminismus der Entkörperung zu betreiben, sei nicht ihr Ziel gewesen, sehr wohl aber, „den Sinn der Biologie als Schicksal, als Zwang zu überwinden“ (ebd.: 10) und eine Sprache der Anerkennung für die Körper außerhalb der Norm zu finden.

Auch in neueren Forschungen im Bereich der Gender- und Queer Studies werden Fragen zu Macht- und Herrschaftsverhältnissen ins Zentrum gerückt (Engel 2002), zu meist orientiert an dem Machtbegriff Michel Foucaults (1983). Feministische Analysen zielen weiterhin auf die gesamtgesellschaftliche Aufhebung allgemeiner „Unterdrückungs- und Marginalisierungsstrukturen und -mechanismen“ (Thiessen 2004: 39). Jedoch liegt der Fokus der Kritik häufig nicht mehr auf patriarchalen Gesellschaftsstrukturen, Geschlechterhierarchie und der gesellschaftlichen Unterordnung von *Frauen*. Geschlecht wird als ein gesellschaftliches Strukturprinzip unter mehreren anderen thematisiert; im Fokus stehen dabei die Konstitutionsbedingungen von Zweigeschlechtlichkeit und deren heteronormativer gesellschaftlicher Rahmen. Seit Ende der 1990er Jahre schließt dies auch die Betrachtung der Konstruktion von Männern und Männlichkeiten ein, die zum Bereich der Gender Studies hinzukommt (Meuser 1998, Connell 1999 [1995]). Aktuell gewinnen intersektionale Forschungsperspektiven in der queer/feministischen Forschung an Bedeutung. Dies bedeutet, dass die Verknüpfungen bzw. Überkreuzungen verschiedener (mindestens zweier) sozialer Ungleichheitsdimensionen (wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität, *Race*, Sexualität, Alter, körperliche Befähigung) untersucht werden, um blinde Flecken einer Forschung zu vermeiden, die sich auf nur *eine* soziale Kategorie konzentriert (Winker/Degele 2009).

Eine der Besonderheiten feministischer Aktivitäten war und ist bis heute, dass eine enge Verbindung von Erfahrungswissen, politischer Praxis und Theoriebildung für sie konstitutiv war und teilweise noch ist. Feministische Wissenschaft ist ohne engagierte emanzipationspolitische Frauenbewegungen nicht denkbar. Damit verbunden ist eine gegenseitige Beeinflussung durch einen mehr oder weniger intensiven Dialog der Sphären von Politik/sozialen Bewegungen und Wissenschaft (Hark 2005). In etwas anderer Weise lassen sich die Entwicklungslinien queerer Debatten nachzeichnen. In den USA sind Queer Studies unmittelbar aus dem Kontext queerer Bewegungen hervorgegangen. Entsprechend sind die akademischen Queer Studies eng mit den bewegungspolitischen Aktivitäten und Diskursen von Lesben, Schwulen, Transgender und Intersexuellen seit den frühen 1970er Jahren und deren Gesellschaftskritik verbunden. Dies ist im deutschsprachigen Kontext völlig anders: Queer Studies sind als Theorie Ende der 1990er Jahre



aus dem angelsächsischen Kontext in den akademischen Diskurs der Geistes- und Sozialwissenschaften eingeflossen. Das heißt, die Theorieentwicklung verlief eher unabhängig vom bewegungspolitischen Kontext. Damit lassen sich manche der akademisch geführten Debatten nicht direkt auf hiesige soziale und politische Kontexte übertragen.

### **Feministische Stadtforschung und -kritik**

Mitte der 1970er Jahre entstanden im Kontext der neuen Frauenbewegungen Debatten von Stadtsoziolog(inn)en, Stadtplaner(inn)en, Architekt(inn)en, Künstler(inn)en und Bewohner(inn)en zum Zusammenhang von Geschlecht(-erhältnissen) und (gebautem/konstruiertem) Raum (Dörhöfer/Terlinden 1998). Wurde zunächst um formale Aspekte von Architektur und Städtebau wie z. B. um die Existenz einer weiblichen bzw. männlichen Ästhetik und Architektur gestritten, ohne diese gesellschaftlich zu kontextualisieren, arbeitete u. a. die Gruppe „Frau, Steine, Erde“ in ihren Ansätzen die Zusammenhänge von geschlechtlicher Arbeitsteilung, Nutzung und Gebrauch der gebauten Umwelt heraus. Die sozialwissenschaftlichen Analysen des Geschlechterverhältnisses als hierarchisches und patriarchal angeordnetes wurden damit auf den Raum übertragen. Dies spiegelt sich in Diskussionen um patriarchal strukturierte, auf die Freizeitbedürfnisse des (Ehe-)Mannes zugeschnittene Wohnungsgrundrisse und der Kritik an der stadträumlichen Funktionstrennung von Erwerbsarbeit, Wohnen und Versorgungsinfrastruktur wider. Letztere erschwerten die Alltagsbewältigung von Frauen massiv und stabilisierten die geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen, womit sie zum Emanzipationshindernis für Frauen würden. Die Feminist(inn)en gründeten die „Feministische Organisation von Planerinnen und Architektinnen“ (FOPA e. V.), in der sie ihre Aktivitäten und Debatten bündelten. Ihr Ziel war es, in Planungsprozessen politische und fachliche Mitsprache und Beteiligung zu erreichen und dadurch an Veränderungen der Wohn- und Stadtstrukturen (und damit an einer grundlegenden Veränderung der Geschlechterverhältnisse) mitzuwirken, indem feministische Positionen, Kritik und neue Perspektiven in raumbezogene Planung und Forschung eingebracht wurden. Eines der zentralen Anliegen war die „Stadt der kurzen Wege“: Inmitten einer Phase der Suburbanisierung des Wohnens der damit häufig zusammenhängenden räumlichen Trennung von Erwerbsarbeitsplatz und Wohnort wurde darüber diskutiert, wie wohnungsnah Arbeitsplätze und Infrastruktureinrichtungen geschaffen werden könnten, die die spezifischen Arbeits- und Lebensbedingungen von Frauen berücksichtigen (Dörhöfer/Terlinden 1998, Dörhöfer 2010). Dies zielte sowohl auf Wohngebiete in städtischen Randlagen, als auch auf die zunehmend monofunktionalen Innenstädte. Es wurden u. a. geschlechtsspezifische Raumeignungs- und Mobilitätsmuster untersucht, wie auch die geschlechtsspezifisch unterschiedliche Nutzung städtischer Freiflächen (Massey 1993, Nissen 1998). In Studien wird auch heute noch konstatiert, dass Frauen im Gegensatz zu Männern oft nicht über einen Pkw verfügen, obwohl sie im Alltag komplexe Wegeketten

zu bewältigen haben, die durch ihre Aufgaben der Beschickung des Haushalts und der Versorgung und Pflege von Kindern und weiteren Angehörigen entstehen (Flade 2010). Statistisch betrachtet unterscheiden sich die Mobilitätsmuster von Frauen und Männern offenbar hinsichtlich ihrer Wegezwecke. Während Frauen häufiger als Männer den Wegezweck „Begleitung anderer Personen“ nennen, ist für Männer die Nennung „Weg zum Erwerbsarbeitsplatz“ häufiger (Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung 2005). Die Situation verschärft sich möglicherweise noch durch die wachsende Beteiligung von Frauen am Erwerbsarbeitsleben. Regina Becker-Schmidt (2001) stellt in ihren aktuellen Analysen der gesellschaftlichen Lebenssituationen von Frauen im Unterschied zu Männern fest, dass Frauen zunehmend sowohl in der Erwerbsarbeits- als auch in der Reproduktionssphäre verortet seien, während Männer weitgehend von der Reproduktionsarbeit freigestellt würden. Dies lässt eine weitere Erhöhung der Komplexität der Wegeketten von Frauen vermuten.

### **Raum und Geschlecht**

Durch den interdisziplinären Austausch in Frauenbewegungen und feministischer Wissenschaft entwickelte sich in den 1990er Jahren die Einsicht, dass nicht nur der Raum durch die Geschlechterverhältnisse geprägt wird, sondern dieser auch auf die Geschlechterverhältnisse zurückwirkt (Massey 1993). Die Verteilung und Definition von Raum wird nun als ein Konflikt um Raum thematisiert, der im Geschlechterverhältnis ausgetragen wird (Löw 1997). Dabei wird analog zur sozialkonstruktivistischen Konzeption von Körper und Geschlecht auch der Raum als sozial konstruiert und damit als historisch geworden und veränderbar betrachtet. Dies bedeutet, dass die bisher angenommene Naturgegebenheit von Raum (wie schon von Körper und Geschlecht) in Frage gestellt wird. Aufgebrochen wird zudem die Vorstellung, Raum sei etwas Statisches und mit Weiblichkeit assoziiert, während die Zeit dynamisch und mit Männlichkeit verbunden sei. Der berühmte Ausspruch der britischen Geographin Doreen Massey: „Es entsteht der Eindruck, ‚die Zeit schreite fort‘, während Raum nur herumlungert“ (Massey 1993: 118), verdeutlicht dies.

Die Bestimmung und Verwendung des *Raumbegriffs* ist in den verschiedenen sozial- und raumwissenschaftlichen Ansätzen höchst unterschiedlich. Erst seit den 1990er Jahren lässt sich eine Neuthematisierung von Raum in den Sozial- und Kulturwissenschaften sowie in den raumbezogenen Wissenschaften ausmachen. Die damit einhergehende Neuausrichtung des wissenschaftlichen Denkens wird als *Spatial Turn* bezeichnet. Trotz des Bemühens um einen Raumbegriff werden die Begriffe von Raum und Ort oft nicht trennscharf verwendet. Auch die Zusammenhänge sozialer und materieller Konstitutionsbedingungen von Orten und Räumen werden kaum thematisiert. Außerdem fungiert Raum häufig immer noch eher als Metapher denn als etwas, das im sozialen Miteinander prozessual hervorgebracht wird. Von diesen Einschränkungen abgesehen,

stellt die Perspektive, Raum nicht als Behälter zu denken, sondern als durch und durch soziales Gebilde und als (An)Ordnung von Gegenständen und Menschen (Löw 2001, vgl. auch Läßle 1991), die sowohl materiell als auch symbolisch platziert und zueinander ins Verhältnis gesetzt würden, mittlerweile einen häufigen konzeptionellen Bezugspunkt auch empirischer Untersuchungen dar. Diese Konzeption beinhaltet, dass Raum im Rahmen der sozialen Praktiken der Akteur(inn)en konstituiert bzw. (re-)produziert werde. Die Raumkonstitution sei eng mit dem jeweiligen sozio-historischen und örtlichen Kontext verbunden; eine ebenso wichtige Rolle spielten dabei das soziale, ökonomische und kulturelle Kapital der Akteur(inn)en (Bourdieu 1982) sowie die Normen, die für die jeweiligen Räume ausgehandelt würden (Schuster 2010). Damit sei Raumproduktion als immer un abgeschlossener sozialer Prozess zu verstehen.

Feministische Planer(inn)en und Forscher(inn)en widersprechen der Dethematisierung der Raumdimension im Gegensatz zu der der Zeit. Zudem lehnen sie das Denken in Dichotomien, in „außen – innen“, „öffentlich – privat“, „männlich – weiblich“ und „Arbeit – Freizeit“ ab, da es hierarchische Machtverhältnisse widerspiegelt, befördert und aufrecht erhält, die die Geschlechterverhältnisse durchziehen: Alles weiblich Konnotierte werde abgewertet, während das männlich Konnotierte privilegiert werde. Kontrovers diskutiert wird insbesondere die Bedeutung von Öffentlichkeit und Privatheit, die für die Stadtsoziologie eine grundlegende Bedeutung hat. Die Kritik an der Polarisierung der zwei Sphären führt dazu, dass fließende Übergänge von einer Sphäre zur anderen („Das Private ist politisch!“) konstatiert werden (Holland-Cunz 1993).

### ***Feministische Gegenöffentlichkeiten***

Dem weitgehenden Ausschluss von Frauen aus der bürgerlichen Öffentlichkeit wird mit feministischen Gegenentwürfen begegnet, z. B. mit dem Konzept feministischer (Gegen) Öffentlichkeiten (Gruppe Feministische Öffentlichkeit 1992). Feministische Öffentlichkeit sei Ende der 1960er Jahre „in Abgrenzung zu bestehenden männerdominierten Öffentlichkeiten“ entstanden (Münst 1998: 60), und zwar nach Regina Dackweiler und Barbara Holland-Cunz (1991) in einer doppelten Abgrenzung als Gegenöffentlichkeit: zum einen zur bürgerlich-patriarchalen Öffentlichkeit und zum anderen zur patriarchal-linken Öffentlichkeit. Dabei handelte es sich sowohl um gegenöffentliche Räume im oben genannten Sinne als auch um konkrete gegenöffentliche Orte wie Frauencafés und Frauenbuchläden, Frauenzentren, Frauenhäuser und -notrufe, Frauenbibliotheken und -archive, Autonome Frauenreferate an Universitäten usw. Gegenöffentlichkeiten sind partikulare öffentliche, nicht private Räume. Nancy Fraser hat im Rahmen ihrer Kritik an Habermas' Darstellung der bürgerlichen Öffentlichkeit (1962) in ihrem Aufsatz *Öffentlichkeit neu denken. Ein Beitrag zur Kritik real existierender Demokratie* (1996 [1991]) ein Konzept der Gegenöffentlichkeit entwickelt. Sie argumentiert darin, dass die *eine* (bürgerliche) Öffentlichkeit nicht wünschenswert sei; zudem habe es nie nur eine einzige

(bürgerliche) Öffentlichkeit gegeben. Sie kritisiert, dass Habermas ausschließlich die bürgerliche Öffentlichkeit darstelle und keine anderen, nichtliberalen, nichtbürgerlichen, konkurrierenden Öffentlichkeiten analysiere. Deswegen gelange er zu einer Idealisierung der bürgerlichen Öffentlichkeit. Fraser geht davon aus, dass eine Zugänglichkeit für alle in der bürgerlichen Öffentlichkeit nicht gegeben gewesen sei. Nicht-Bürger(inn)en und Frauen seien ausgeschlossen gewesen. Die bürgerliche Öffentlichkeit sei damit eine Interessensvertretung bürgerlicher Männer gewesen. Zugleich habe es immer auch proletarische Öffentlichkeiten und Öffentlichkeiten von Frauen der Elite etc. gegeben, also eine Unmenge konkurrierender Öffentlichkeiten – diese erwähne Habermas aber nur am Rande. Die Beziehungen zwischen bürgerlichen und anderen Öffentlichkeiten seien stets von Konflikten geprägt gewesen. Das hieße auch, dass die verschiedenen Öffentlichkeiten wahrscheinlich auch konstituierend aufeinander gewirkt hätten. Die nicht-bürgerlichen Öffentlichkeiten nennt Fraser Gegenöffentlichkeiten. Sie seien dadurch zu charakterisieren, dass sie die ausschließenden Normen der bürgerlichen Öffentlichkeit bestritten und alternative politische Verhaltensweisen und alternative Normen der öffentlichen Rede entwickelten.

Fraser kritisiert, dass die bürgerliche Vorstellung von Öffentlichkeit nicht nur ein unerreicht gebliebenes utopisches Ideal sei; sie sei auch ein männliches ideologisches Konzept, das zur Legitimation einer entstehenden Form von Klassenherrschaft diene. Öffentlichkeiten stellten nicht nur Räume zur Bildung diskursiver Meinung dar, sondern auch Räume für die Herausbildung und Inszenierung sozialer Identitäten. Sie schlussfolgert, dass es in egalitären, multikulturellen Gesellschaften wünschenswert sei, eine Vielzahl öffentlicher Räume zur Verfügung zu stellen, in denen Gruppen mit verschiedenen Wertvorstellungen und Rhetoriken zusammenkommen könnten. Gegenöffentlichkeiten machen also ihr gespanntes Verhältnis zu größeren Öffentlichkeiten aus (Fraser 1996, Warner 2002). Häufig würden ihre Teilnehmer(inn)en von dieser größeren Öffentlichkeit ausgegrenzt. Dabei werde ihnen nicht selten der Status als vollwertige Bürger(inn)en abgesprochen. In Gegenöffentlichkeiten gälten dabei eigene Regeln und alternative Lebensvorstellungen und Abläufe sowie andere Vorstellungen darüber, was sagbar sei und was nicht (Warner 2002: 56). Damit ist eine Gegenöffentlichkeit ein Ort politischer Identitätsbildung und alternativer Lebensentwürfe und ein Ort des Erlebens einer neuen sozialen Realität, die mitgestaltet werden kann. Sie bietet einen Raum für Herrschaftskritik und die Schaffung von oppositionellen, demokratisch organisierten Medien (Wischermann 2003: 27) sowie für andere Formen des öffentlichen Austauschs (Diskussionen, Vorträge, Archive und Bibliotheken).

### ***Gewalt und Sicherheit***

Eine zum Ärger vieler Forscher(inn)en bis heute folgenreiche feministische Intervention in die räumliche Planung ist die Debatte um Gewalt bzw. Sicherheit im öffentlichen

Raum. Die Diskussion um Angsträume hat dazu geführt, dass Frauenparkplätze eingeführt wurden und eine Umgestaltung von Unterführungen und Parks vorangetrieben wurde, die diese Bereiche für von Gewalt betroffene Personen sicherer machen soll – und zugleich für verschiedene andere Personengruppen problematische Folgen hatte. Dass diese Aktivitäten zum einen an der Realität des Gewaltgeschehens vorbei gehen, da ein Großteil der Gewalt durch Männer an Frauen und Kindern im privaten, nicht im öffentlichen Raum geschieht, hat insbesondere Ruth Becker (2000; 2008) immer wieder herausgearbeitet. Sie betont darüber hinaus die Unsinnigkeit der Bezeichnung bestimmter Räume als Angsträume, da nicht die Räume und deren Gestaltung sie zu angstbesetzten mache, sondern die Gewalt – und diese gehe zum allergrößten Teil von Männern aus, wie vielfach statistisch belegt sei. Eine Propagierung der Gefährlichkeit öffentlicher Räume für Frauen habe außerdem die nicht unerhebliche Folge, die Bewegungsfreiheit von Frauen an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten zu kontrollieren und sie so aus dem öffentlichen Raum fern zu halten. Hierbei wird auf tradierte Bilder zum Zusammenhang von geschlechtlichen Zuschreibungen und Stadtimaginationen rekurriert, in denen die Stadt als Ort des mit Weiblichkeit assoziierten Chaos beschrieben wird, das (durch männliche Rationalität) geordnet und kontrolliert werden müsse (Frank 2003).

Die zunehmende Bedeutung konstruktivistischer Ansätze in der feministischen Forschung hat auch zu einer Neuformulierung der Fragestellungen zu den Zusammenhängen von Geschlecht und Raum geführt. Anstelle einer „geschlechterdualistischen Festschreibung von Raumnutzungsweisen und der Komplexitätsreduktion in Bezug auf Raumkonstituierungsprozesse“ (Wucherpfeffig 2010: 59) entstehen seit Ende der 1990er Jahre zunehmend Arbeiten, die fokussieren, wie in sozialen Praktiken im Alltag Geschlechterdifferenzen und geschlechtlich kodierte Räume produziert, herausgefordert und umgeschrieben werden (Schön 1999, Feltz 2002, Strüver 2005). Davon ausgehend, dass eine feministische Forschung und Planung, die sich ausdrücklich auf „Frauen“ bzw. auf die Unterscheidung in zwei Geschlechter bezieht, unmittelbar zu einer Rekonstruktion des binären Geschlechtersystems und damit zur Stabilisierung der Hierarchisierung der zwei Geschlechter beiträgt, schlägt Ruth Becker (1998) vor, fortan die Art und Weise zu untersuchen, in der räumliche Strukturen und Raumplanung die soziale Rekonstruktion des Zweigeschlechtersystems befördern. Sie erweitert damit den Blick für die den Geschlechterverhältnissen zugrunde gelegte und durch Judith Butler in die feministische Debatte eingeführte Zwangsheterosexualität. Damit bezieht sie sich auf Konzepte queerer Raumforschung, die bislang in der deutschsprachigen feministischen Debatte zu Stadt und Raum kaum aufgegriffen worden sind, allerdings im angelsächsischen Sprachraum bereits seit einigen Jahren diskutiert werden (s. folgender Abschnitt).

## Queer Geographies: Zusammenhänge von Geschlecht, Sexualität und Raum

Darüber, wie queere Räume zu beschreiben sein könnten und was sie ausmacht, gibt es sehr unterschiedliche Auffassungen. *Queer* (engl. ‚eigenartig‘, ‚verrückt‘, Schimpfwort für ‚schwul‘, ins Deutsche am passendsten mit ‚pervers‘ übersetzt) wurde von den damit zunächst abwertend Bezeichneten angeeignet und selbstbewusst positiv besetzt. Mittlerweile ist queer in subkulturellen, politischen Kontexten eine Selbstbezeichnung von Menschen, die ihre Identität und ihre Lebensformen jenseits von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit privilegierenden Mustern verorten (Jagose 2001). Es ist darauf angelegt, *keine* neue Identität zu schaffen, sondern Identitätskonzepte insgesamt zu hinterfragen – da diese immer den Ausschluss derer beinhalten, die nicht in ihr jeweils enges Korsett passen. Queer ist somit als Anti-Identität zu verstehen, die höchstens strategisch in identitätspolitischer Weise verwendet wird. Folglich lässt es sich auch als politische Haltung verstehen, die auf die Dekonstruktion und Verunsicherung hierarchischer und essentialisierender Konzepte setzt. In akademischen ebenso wie in subkulturellen Diskursen findet sich die identitätskritische Verwendung von queer allerdings nicht immer wieder. Häufig wird es einfach als neue Sammelbezeichnung für lesbisch und (vor allem) schwul verwendet – und wird damit zur Bezeichnung einer Identitätskategorie. Der Gebrauch im oben erläuterten, umfassenden Sinne umfasst dabei sowohl Subjektpositionen wie die von Intersexuellen und Transgender (Engel 2002), als auch Lebensentwürfe, die sich jenseits der Norm, in Paaren zu leben, verorten. Die Bezeichnung Transgender bzw. Trans\* verweist auf alle möglichen, unterschiedlichen transgeschlechtlichen bzw. transidenten Lebensformen und vermeidet eine Aufzählung und ein damit unumgängliches Unsichtbarmachen derjenigen, die sich mit entsprechenden Bezeichnungen nicht gemeint fühlen. Auch andere (wiederum sozial konstruierte) Kategorien sozialer Ungleichheit, die ein antiidentitäres Konzept von queer ebenfalls erfasst, wie z. B. Klasse/Schicht, Ethnizität und *Race*, werden in vielen Verwendungen von queer nicht mit reflektiert. Damit werden intersektionale Verknüpfungen/Überkreuzungen verschiedener Formen und Ausformungen sozialer Ungleichheit unsichtbar gemacht, obwohl ihre Wirkmächtigkeit in hierarchisch strukturierten Gesellschaften bedeutsam ist.

Es existieren bis auf Ausnahmen (Becker 1998, Müntz 1998, Doderer 2002, Hark 2004a, Strüver 2005) kaum direkte Bezugnahmen der deutschsprachigen feministischen Stadtforschung auf queere Stadtforschung/*Queer Geographies* aus dem us-amerikanischen, britischen, australischen und kanadischen Kontext. Dass es sich hierbei nicht nur um ein Problem unterschiedlicher Wissenschaftsdiskurse und sprachlicher Barrieren handelt, zeigt der Aufsatz von Larry Knopp (2007). Knopp beschreibt die Beziehung von feministischer und queerer Stadtforschung für den englischsprachigen Kontext als sowohl durch Spannungen als auch Bündnisse geprägt. Dies führt er auf einerseits gemeinsame theoretische Bezugspunkte zurück, denn sowohl das queere als auch das feministische Projekt bemüht sich um eine nicht essentialisierende Analyse sozialer Ungleichheiten und seien durch poststrukturalistische Ansätze stark beeinflusst. Queere Perspektiven bauten

zudem häufig auf feministischen Konzepten auf, was sich in umgekehrter Weise nicht feststellen ließe. Während feministische Stadtkritik im Rahmen der Thematisierung von Frauen und Geschlecht entstanden sei, seien queere Geographien mit einer mittlerweile breiteren Thematisierung des Verhältnisses von Sexualität und Raum aus den „geographical studies of lesbian and gay experiences“ (Knopp 2007: 49) hervorgegangen.

Zwischen feministischen und queeren Perspektiven gebe es gleichzeitig vielfältige Debatten um die fehlende Patriarchatskritik in queeren Ansätzen und die Ausblendung von Homophobie in feministischen Konzepten (Knopp 2007: 48, vgl. Oswin 2005). Dies ist darauf zurückzuführen, dass der Fokus queerer Geographien von dem feministischer Ansätze insofern abweicht, als letztere von einem zweigeschlechtlich gedachten, Heterosexualität meist stillschweigend voraussetzenden Geschlechterverhältnis ausgehen, während sich *Queer Geographies* vor allem auf lesbische und schwule Akteur(inn)en, *Communities* und Lebensformen und ihre Verhältnisse zum Stadt/Raum beziehen. Das Verhältnis von Menschen, die wie z. B. Transgender von der zweigeschlechtlichen Norm abweichen, zu räumlichen Prozessen wird in der raumbezogenen Forschung bisher ebenso selten berücksichtigt (Browne 2004, Doan 2007; 2010, Schuster 2010) wie intersektionale Perspektiven. Das bedeutet, dass eine breiter angelegte queere Kritik (Wagenknecht 2004) sich kaum in wissenschaftlichen Studien wieder findet.

### ***Sexualität in der Öffentlichkeit***

Anhand der Kritik an der Gegenüberstellung von Öffentlichkeit und Privatheit lässt sich exemplarisch herausarbeiten, inwiefern queere Stadtforscher(inn)en Diskurse feministischer Stadtforschung weiterentwickelt haben. So haben Feminist(inn)en gezeigt, inwiefern die Polarisierung von öffentlicher und privater Sphäre das Geschlechterverhältnis stabilisiert und naturalisiert. Aus queerer Perspektive lässt sich an der strikten Trennung von öffentlich und privat darüber hinausgehend die heteronormative Verfasstheit der Gesellschaft zeigen sowie der Versuch, die heteronormative Ordnung zu festigen. Queere Stadtforscher(inn)en konstatieren, dass das Paradigma „privat versus öffentlich“ eine Polarisierung der Sphären befördere, indem Sexualität als etwas Intimes gesetzt werde, das ausschließlich dem Bereich des Privaten zugeordnet sei. Dem setzen sie entgegen, dass im Großteil *aller* Alltagsumgebungen Heterosexualität die dominante Sexualität sei. Heterosexuelle Kultur und die mit ihr verbundenen Normen von Zweigeschlechtlichkeit, Reproduktion und asymmetrischen Beziehungsformen durchzögen das gesamte gesellschaftliche System und stabilisierten es (Valentine 1996). Der öffentliche Raum der Straße, und gemeint sind damit nicht nur Straßen, Fußgängerzonen und Plätze, sondern auch Geschäfte und Cafés, die die Straße mit ausmachten, sei demnach kein asexueller Raum: Viele alltägliche öffentliche Praktiken des Ausdrückens heterosexuellen Begehrens bzw. heterosexueller Paarnormen und Lebensentwürfe stellten zur Schau, was als angemessenes Verhalten betrachtet werde. Dies bedeute, dass heterosexuelle So-

zialbeziehungen nach wie vor hegemonial seien (Bell/Valentine 1995). Begründet werde diese Privilegierung damit, dass gegengeschlechtliche Sexualität aufgrund ihrer Verbindung zur Fortpflanzung als natürlich und damit der Homosexualität überlegen konstruiert werde (Valentine 1993). Lesben und Schwule wichen dabei in zwei Bereichen von heterosexuell geprägten Normen ab: zum einen hinsichtlich ihres sexuellen Verhaltens und ihrer Familienstrukturen, zum anderen in Bezug auf die gesellschaftlich erwarteten Geschlechterrollen. Sexualität – Hetero- wie Homosexualität – umfasse also keinesfalls ausschließlich sexuelle Praktiken. Zudem sei sie nicht auf die private Sphäre begrenzt, sondern omnipräsent.

Die heteronormative Prägung gesellschaftlicher Räume sei allerdings nicht einheitlich und unwidersprochen, sondern Gegenstand ständiger Aushandlungen. Zur (Re-)Produktion heteronormativ geprägter Räume gehörten immer die als „Andere“ bezeichneten, die in Auseinandersetzung mit heteronormativen Strukturen und Normen eigene Räume schaffen. Dabei sei für die Heteronormativität das Andere der Norm insofern konstitutiv, als sie dieses Andere brauche, um sich selbst zu bestätigen und immer wieder neu zu festigen. Foucault (1983) beschreibt dies als die unabdingbare Relation der Norm zu dem jeweils als Anderen konstruierten. Von der Norm Abweichendes werde im Zuge dieses Mechanismus als pervers aus ihr ausgegrenzt. Dies betrifft nicht nur den öffentlichen Ausdruck eines von der heterosexuellen Norm abweichenden sexuellen Begehrens. Es umfasst auch die von Kath Browne als *Genderism* bezeichnete Dominanz zweigeschlechtlicher Normen, die geschlechtliche Uneindeutigkeit ausschließe und viele Orte für Menschen, die wie Transgender der zweigeschlechtlichen Norm nicht entsprechen, gefährlich mache (Browne 2004). Queere Kritik an der Polarisierung der Sphären von öffentlich und privat unterscheidet sich also von feministischen Kritiken insofern, als sie die Infragestellung der heteronormativen Ordnung in den Mittelpunkt stellt. Dies kann einerseits als eine Weiterführung feministischer Analysen verstanden werden, die die Hegemonie heterosexueller Beziehungen zu wenig reflektieren. Andererseits bedeuten queere Analysen häufig auch eine gewisse Schwächung feministischer Kritik an patriarchalen Strukturen. In diesem Sinne weist beispielsweise Natalie Oswin (2005) daraufhin, dass Queer Studies (insbesondere in den USA) häufig von „gay white males“ betrieben würden. Vor dem Hintergrund einer partiellen Normalisierung von Homosexualität gingen sie eine Komplizenschaft mit der patriarchal organisierten kapitalistischen Gesellschaft ein, wenn sie ihre relative soziale Privilegierung nicht thematisierten.

### ***Ambivalente Sichtbarkeitspolitiken***

Eine neue Fokussierung von Öffentlichkeit und dabei zugleich eine Weiterentwicklung feministischer Konzepte findet sich in queeren Forschungen, die sich der Frage der öffentlichen Sichtbarkeit widmen. Sichtbarkeit ist für soziale Bewegungen gesellschaftlich marginalisierter Menschen von jeher bedeutsam; in entsprechender Weise wird sie für



queere Bewegungen thematisiert. Ein wichtiger Teil queerer Stadtforschung beschäftigt sich mit Sichtbarkeitspolitiken, wobei vielfach davon ausgegangen wird, dass wirkungsvolle soziale Veränderungen vor allem über organisierte Aktivitäten im öffentlichen Raum (von Straßen und Plätzen) möglich seien, die im Gegensatz zu individualisierten, privaten Aktivitäten stünden (Duncan 1996). Entsprechend werden im Zusammenhang eines queeren Raumnehmens vor allem größere Ereignisse auf Straßen und Plätzen benannt und analysiert, wie *Christopher Street Day (CSD)/Gay Pride* und *Gay Games*. Betont wird dabei, dass die gleichzeitig anwesenden Körper vieler Personen das *Queeren* des öffentlichen Raums beförderten. Eine solche „perverse parade of genderfucking“ (Bell/Valentine 1995: 18) könne aufdecken, dass die Heterosexualisierung des Raums ein durch Wiederholung naturalisierter performativer Akt sei, der durch die bloße Präsenz unsichtbar gemachter Sexualitäten destabilisiert werde. Auffällig ist an dieser Thematisierung, dass diese Form des *Queerens* von Raum sich vor allem die Sichtbarkeit von Queerness (im Sinne von – bestimmten – Lesben und Schwulen und ihren nicht heteronormativen Praktiken) sowie eine große Anzahl von Menschen, welche sich gleichzeitig an einem Ort befinden, zunutze machen, wobei sie davon ausgehen, dass die Menschen die Umgebung in den Prozess des *Queerens* von Raum einbezögen.

Eine Infragestellung der politischen Implikationen solcher Großereignisse findet sich in neueren Arbeiten zu Ambivalenzen einer auf Sichtbarkeit zielenden Politik (Wagenknecht 2004, Tietz 2007, Schuster 2008). Darin wird die Einseitigkeit der großen, stark kommerzialisierten und entpolitisierten CSD-Paraden kritisiert. Sie stellten, wahrgenommen als lesbisch-schwule Events ohne ernsthafte politische Inhalte, einen wichtigen und publikumswirksamen Bestandteil der offiziellen Veranstaltungskalender von Großstädten wie Köln und Berlin dar. Als kurioses, buntes Spektakel dienten sie insbesondere auch dem Amüsement des heterosexuellen Mainstream. Mit Sushila Mesquita (2008) lässt sich hier von Effekten einer gleichzeitigen Normalisierung und Karnevalisierung sprechen: Normalisiert, also in die rigide Norm aufgenommen, würden solche Formen queerer Repräsentationen, die nur graduell von der Norm abwichen und in den Bereich des Tolerierbaren eingeordnet werden könnten (Mesquita 2008: 135). Karnevalisierung hingegen meint die Zuschreibung des „konstitutiven Außen“ der Norm, „eines Ausnahmezustandes, einer erlaubten Übertretung gesellschaftlicher Normen innerhalb eines regulierten zeitlichen und geographischen Kontextes“ (ebd.: 143). Damit gehe einher, dass bestimmtes Verhalten und bestimmte Identitätspositionen auch außerhalb des Karneval-Kontextes als Ausnahmen gewertet und entsprechend politisch nicht ernst genommen würden.

Andere, eher alltäglichere und zugleich subtilere Formen des lesbischen *Queerens* von Raum beschreibt Gill Valentine (1996) als *gay(ze) spaces* (engl. *gaze*: ‚Starren‘/‚Blick‘ bzw. ‚starren‘/‚blicken‘; die Bezeichnung *Gay(ze) spaces* ist ein Wortspiel mit *gay* und *gaze*). Diese *Gay(ze) spaces* machten ein wesentliches Merkmal von Begegnungen und (Wieder-)Erkennen von Lesben (und sicherlich auch von anderen queers, auf die sie sich hier nicht bezieht) im öffentlichen Raum aus. Sie funktionierten über Kleidungs-codes,

körpersprachliche Signale, bestimmte Accessoires wie Piercings, Schmuckstücke und Dekoelemente, die am Körper getragen werden, über Blicke und „dropping pins“, also Anspielungen auf bestimmte, in der lesbischen Szene bekannte Personen, Filme, Bands und Bücher. Mit diesen verschiedenen Signalen werde es möglich, Kontakt zu anderen Lesben aufzunehmen bzw. herauszufinden, ob diese „dazu gehörten“ (wenn sie die Codes kennen, werde angenommen, dass sie wahrscheinlich auch lesbisch seien). Auf subtile Weise würden so heterosexuell dominierte Räume durch Räume überlagert, in denen Lesben zueinander Kontakt aufnahmen. – Eine deutlich konfrontativere und auf wenige Individuen beschränkte Strategie lesbischer Sichtbarkeitspolitik vertraten die *Lesbian Avengers*, die Mitte der 1990er Jahre in den USA und in Großbritannien Aktionen im öffentlichen Raum durchgeführt haben. Sie protestierten mit öffentlichkeitswirksamen Aktionen gegen die heterosexuelle Normalität des öffentlichen Raums, z. B. mit einer Aktion am Denkmal der lesbenfeindlichen Queen Victoria (Valentine 1996).

Die genannten Strategien einer Politik der Sichtbarkeit beinhalten allerdings, dass zugleich auch eigene Normen der lesbischen bzw. schwulen Szene etabliert werden. Dies deutet darauf hin, dass visuelle Sichtbarkeit und Erkennbarkeit auch eine Kehrseite haben. Durch die verwendeten Codes werden wiederum Ausschlüsse produziert, z. B. wenn eine Person weder heteronormative visuelle Politiken bedient, noch Signale aussendet, die in lesbischen Szenen als „lesbisch“ gelesen und (an)erkannt werden, wie z. B. *Femmes*. Als *Femmes* werden heute in der queeren Szene diejenigen bezeichnet, die sich (meist) feminin inszenieren, ohne dass Femininität jedoch an ein weibliches Geburtsgeschlecht gekoppelt sein muss. Aus der Subjektposition der *queeren Femme* lassen sich Sexualitäts- und/oder Geschlechternormen gut dekonstruieren, denn weder ihr geschlechtliches Gegenüber noch ihre sexuellen Vorlieben sind gesetzt: Femmes begehren Butches, Transgender, Trans\*männer oder -frauen oder andere Femmes, und haben verschiedene sexuelle Vorlieben. Problematisch ist ein Verständnis queerer Raumpolitiken, das vor allem lesbische und schwule Sichtbarkeit fokussiert, auch für Transgender, wie inzwischen von einigen wenigen Forscher(inn)en angemerkt wird. So weist auch Petra Doan (2007) darauf hin, dass in lesbisch und schwul geprägten Räumen häufig rigide Vorstellungen von angemessenem geschlechtstypischen Verhalten herrschten, die zweigeschlechtliche Normen voraussetzten. Im Gegensatz zum Beginn queerer Bewegungen Ende der 1960er Jahre (dies bezieht sich auf die USA), als fließende Geschlechtergrenzen eine Methode gewesen seien, Queerness zu verkörpern, strebten lesbische und schwule Akteur\_innen heute eine weitestgehende Einpassung in einen breiteren gesellschaftlichen Kontext an. Viele lesBiSchwule Räume seien auf dem Weg einer Normalisierung, verharrten in zweigeschlechtlichen Konzepten und übernahmen heteronormative Ideale von Paarnorm und privatisierter Intimität.

### **Queere Gegenöffentlichkeiten**

Neben der Erforschung kollektiver Aktivitäten des *Queerens* öffentlicher Räume im Rahmen großer Veranstaltungen und der Untersuchung eher alltäglicher, individueller Praktiken sind die Forschungsfelder queerer Raumforschung breit gefächert. So widmet sich ein Teil der Forschung den gegenöffentlichen Räumen queerer Szenen sowie lesbisch bzw. schwul geprägten Orten (wie Parks und Saunen) und den alltäglichen Praktiken ihrer Produktion und der Auseinandersetzungen darum (Ingram 1997, Schuster 2010). Häufig wird hier eine Perspektive eingenommen, die die performative Herstellung von Räumen fokussiert. Damit zusammenhängend stellt auch die Frage nach den Zusammenhängen von Raum, Identität(-spolitiken), Differenz und Sichtbarkeit ein wichtiges Forschungsfeld dar (Knopp 1995, Rothenberg 1995). Darüber hinaus ist die ständige Präsenz möglicher homophober und transphober Gewalt im öffentlichen und privaten Raum, also die weiterhin prekäre Sicherheit von Menschen, die von der heteronormativen, Zweigeschlechtlichkeit privilegierenden Norm abweichen, ein wichtiges Thema queerer Raumforschung (Namaste 1996).

Die Konzeption *queerer Räume* ist in diesem breiten Themenspektrum uneinheitlich: Teilweise sind damit Räume und Orte queerer Szene(n) gemeint, die Kommunikation, Interaktion und kollektive Politiken ermöglichen, wobei sie die Abweichung von Heteronormativität und rigider Zweigeschlechtlichkeit privilegieren, indem sie sich z. B. gegen die alltägliche Diskriminierung von Queers am Wohnungsmarkt, im Bildungswesen und am Arbeitsplatz auflehnen und sich gegen homo- und transphobe Gewalt organisieren (Ingram et al. 1997). Andere Ansätze lösen sich von der Fokussierung auf Szeneräume und deren Orte, also von der Verführung, einzelne Räume als queer zu bezeichnen. Sie schlagen vor, die latente Möglichkeit einer queeren Dopplung *jedes* Raums zu fokussieren und damit auch zu realisieren, dass in jedem Konzept von Räumen und Orten Queerness immer schon enthalten ist als das Andere und damit zugleich Abgewiesene und Mögliche (Désert 1997). Diese Idee ist auch in Valentines (1996) Konzept der *Gay(ze) Spaces* (s. o.) enthalten – diese existierten gleichzeitig mit bzw. neben heteronormativ geprägten Räumen, die sie mehr oder weniger subtil durchkreuzten und überlagerten.

### **Heteronormativitätskritische Planung**

Ein erster Versuch, die queer/feministische Stadtkritik an Heteronormativität und deren Reproduktion auf die raumbezogene Planung zu beziehen, ist Michael Frischs Text *Planning as a Heterosexual Project* (2009). Ausgehend von den Annahmen der bereits diskutierten queeren Stadtforschung konstatiert er, dass die moderne Planungsgeschichte heterosexistisch sei, da sie auf der Wiederholung dreier heterosexueller Grundannahmen basiere: „Zoning, housing rights, and our sense of the public realm are built around heterosexual constructs of family, work, and community life.“ (Frisch 2009: 256) Planung

reproduziere die Strukturen heterosexueller Herrschaft, was sich am planerischen Umgang mit städtischer Ordnung bzw. Unordnung und der damit einhergehenden Kontrolle städtischer Räume ebenso zeige, wie daran, dass die vorherrschende Perspektive in der Planung auf die Bedürfnisse von Familien ausgerichtet sei, wobei die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit im Stadtraum weiter forciert werde. Frisch zeigt, dass Pläne, Gesetze und Regulierungen, die die Planung leiten, immer von Heterosexualität ausgehen. Er entwirft daher Vorschläge für eine Planung, die den Umgang von Queers mit Raum mit einbezieht und die sich insbesondere gegen die räumliche Funktionstrennung von Wohnen, Nahversorgung und Erwerbsarbeit wendet. Planung sollte nicht auf Prinzipien der Ausgrenzung begründet werden, sondern eher städtische Bereiche gestalten, die eine Vielzahl von Kontaktmöglichkeiten böten. Frisch plädiert daher für städtische Dichte, die eine relative Instabilität und eine größere soziale Mischung ermögliche, was zu erhöhter sozialer Komplexität und den für soziale Veränderungen wichtigen Konflikten führen könne (ebd.: 264). Zugleich regt er in Anlehnung an feministische Autor(inn)en eine symbolische Auseinandersetzung an, z. B. in Bezug auf die Ausweitung der Definition von Familie auf Lesben und Schwule. Das Ziel einer Gesellschaft, die auf die Anerkennung von Differenz und auf Gleichstellung ausgerichtet sei, könne auch mithilfe der Planung erreicht werden, die sich zu einer inkludierenden Planung entwickeln müsse, indem sie sich der Belange aller Menschen als Bürger(inn)en annähme und die Konzeption des Öffentlichen neu definiere.

### **Perspektiven queerer Raumforschung**

Queere Raumforschung und queere Theorie insgesamt gelangen derzeit dort an ihre Grenzen, wo sie die Stabilität und gleichzeitige Flexibilität heteronormativer Strukturen konstatieren, z. B. hinsichtlich der Normalisierung von lesbisch-schwulen Lebensformen. Die Debatte um Homonormativität (Duggan 2002) zeigt, dass es nicht ausreicht, eine einzige Kategorie sozialer Ungleichheit zu fokussieren: Problematisch sei die Privilegierung von bestimmten (weißen) Lesben und Schwulen, deren Lebensform sich so weit an heterosexuelle Entwürfe angenähert habe, dass sie mit in die Norm aufgenommen, d. h. normalisiert, würden. Dies geschehe unter anderem durch neue Partnerschaftsgesetzgebungen, die homosexuellen Paaren einige – jedoch nicht alle – der rechtlichen und finanziellen Privilegien zugestehen würden, die bisher heterosexuellen Verheirateten vorbehalten gewesen seien. Hier kämen insbesondere weiße Mittelschichtsangehörige in den Genuss gesellschaftlicher und finanzieller Vorteile, während andere dauerhaft von diesen ausgeschlossen blieben. Die Ausschlüsse basierten nun nicht mehr auf der Unterscheidung hetero- oder homosexuell, sondern könnten nur verstanden werden, wenn weitere Formen gesellschaftlicher Ungleichheiten in die Analyse mit einbezogen würden.

Erforderlich für eine queere Stadtforschung, die ihrem bereits dargelegten gesellschaftskritischen Anspruch gerecht wird, ist damit die Reflexion der Verschränktheit

verschiedener sozialer Kategorisierungen, also der von Geschlecht und Sexualität mit *Race*, Ethnizität und Klasse/Schicht sowie mit Alter und Behinderung – einschließlich der Reflexion ihrer sozialen Konstruktionsprozesse. Entsprechend könnte die Perspektive auf Interdependenzen bzw. Intersektionalitäten, die derzeit in der feministischen Forschung viel diskutiert wird, eine große Bereicherung der queeren (Stadt-)Forschung sein (Klinger/Knapp 2005, Degele/Winker 2009). Allerdings hat die Umsetzung dieser Idee mit einigen Unwägbarkeiten zu kämpfen. Das Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory sei teilweise von gegenseitiger Ignoranz geprägt, da einerseits Queere Theorie Intersektionalitäten verschweige, andererseits die Erforschung von Intersektionalität (wie feministische Theorie insgesamt häufig) Sexualität ausblende (Dietze/Haschemi Yekani/Michaelis 2007).

Die Arbeit von Martin F. Manalansan IV (2005) vermittelt einen Eindruck davon, wie eine solche Verknüpfung dennoch aussehen kann. Manalansan IV skizziert die gewalttätige Neuordnung (*Remapping*) von Lebensformen, Körpern und Begehren von *Queers of Color* im Zuge neoliberaler Umstrukturierungsprozesse in New York, und zwar am Beispiel des Times Square, des Quartiers Jackson Heights in Queens und der Christopher Street Piers in Manhattan. Die zunehmende Privatisierung städtischer Flächen und die Ausweitung der staatlichen und städtischen Kriminalitätsprävention benennt er als zentrale Merkmale neoliberaler Entwicklungen in New York, wobei eine bedeutende Anzahl der Akteur(inn)en schwul (und weiß) sei. Dies weist auf die speziellen sexuellen Politiken in neoliberalen Prozessen hin, die Lisa Duggan (2002) als Homonormativität bezeichnet hat. Die rechtliche Gleichstellung weißer schwuler und lesbischer Partnerschaften wirke entpolitisiert auf queere *Communities*, da Freiheit und Befreiung nun (wieder) dem Bereich der Privatheit, des Privathaushalts und des Konsums zugeordnet würden. „In other words, homonormativity anesthetizes queer communities into passively accepting forms of inequality in return for domestic privacy and the freedom to consume.“ (Manalansan IV 2005: 42) Der Autor kritisiert die strukturelle Gewalt, also die informellen und formellen sozialen Prozesse, in deren Rahmen Institutionen und staatliche Autoritäten (wie Stadtregierung und Polizei) Praktiken vorantrieben, die Räume ordneten und Grenzen markierten entlang der Kategorien *Race*, Ethnizität, Klasse und Sexualität. Sie gingen dabei mit physischer, emotionaler und symbolischer Brutalität und Grausamkeit gegen marginalisierte Menschen vor. Solche Formen der Brutalität transformierten die gebaute Umwelt und ließen diejenigen Räume verschwinden, die für Menschen mit marginalisierten Identitäten bedeutsam gewesen seien, z. B. als öffentliche Aufenthaltsorte und Treffpunkte. Während in der Christopher Street in Manhattan eine Verdrängung ärmerer, meist nicht-weißer Queers aus ihren bisherigen Wohnquartieren durch Gentrifizierung zu beobachten sei, zerstöre die Mainstream-Konsum- und Vergnügungskultur weißer Schwuler aus den wohlhabenden Stadtteilen die queere Kultur im traditionell von Latinos geprägten Stadtteil Jackson Heights, der als Ausgehviertel genutzt werde. Manalansan IV nimmt eine kritische Haltung gegenüber der wachsenden Privatisierung städtischer Räume ein, die mit einer abnehmenden Sichtbarkeit von

*Queers of Color* sowie zunehmender Gewalt gegen sie einhergehe. Er plädiert für identitäten- und themenübergreifende politische Koalitionen, um neoliberalen Politiken etwas entgegenzusetzen.

In diesem Kontext ist auch eine kritische queer-theoretische Begleitung aktuell diskutierter Ansätze wie des *Diversity*-Ansatzes anzuregen, mit dem unter anderem in der Stadtentwicklungspolitik versucht wird, bisher abgewertete migrantische Gruppen als Potenzial für den Stadtteil umzudeuten, um zunächst eine diskursive Aufwertung des Stadtteils zu erreichen (Meuser 2009). Nötig ist auch hier eine multi-dimensionale Erkundung der komplexen sozialen und räumlichen Wirklichkeit. Hilfreich wären dabei wiederum ältere feministische Debatten zu Differenz (Young 1990) und deren Weiterentwicklungen (Klinger/Knapp 2005). Sie ließen sich hinsichtlich der aktuellen politischen Rahmenbedingungen und raumwissenschaftlicher Zielsetzungen neu zuspitzen. Da queere Perspektiven in der deutschsprachigen Stadt- und Raumforschung derzeit noch kaum verbreitet sind, und in einem Großteil der Literatur zu städtischen und räumlichen Phänomenen nicht einmal Geschlechterverhältnisse mitgedacht werden, sind hier sowohl in empirischer als auch in theoretischer Hinsicht noch große Schritte zu tun.

## Literatur

- Basu, Amrita (Hg.) (1995): *The Challenge of Local Feminisms. Women's Movements in Global Perspective*, Boulder u. a.: Westview Press
- Becker, Ruth (1998): „Zu kurz gesprungen? Anmerkungen zum vielschichtigen Unbehagen über den Stand feministischer Planung – Überlegungen zu einer Neuorientierung“, in: *Streitschrift feministischer Planerinnen und Architektinnen*, Bd. 10/1998, S. 151–170
- Becker, Ruth (2000): „Riskante Sicherheiten: Von gefährlichen Orten und sicheren Räumen“, in: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, Heft 4/2000, S. 49–65
- Becker, Ruth (2008): „Angsträume oder Frauenräume? Gedanken über den Zugang von Frauen zum öffentlichen Raum“, in: *Feministisches Kollektiv* (Hg.), *Street Harassment. Machtprozesse und Raumproduktion*, Wien: mandelbaum verlag, S. 56–73
- Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.) (2004): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden: VS Verlag
- Becker-Schmidt, Regina (2001): „Was mit Macht getrennt wird, gehört gesellschaftlich zusammen. Zur Dialektik und Anerkennung in Phänomenen sozialer Ungleichstellung“, in: Gudrun Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.), *Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 91–131
- Bell, David/Valentine, Gill (Hg.) (1995): *Mapping Desire: Geographies of Sexuality*, London/New York: Routledge
- Benhabib, Seyla (1993): „Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis“ (Übers. Kathrina Menke), in: Benhabib et al., *Der Streit um Differenz*, S. 9–30
- Benhabib, Seyla et al. (1993): *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt/Main: Fischer

- Bourdieu, Pierre (1997): „Die männliche Herrschaft“, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 153–217
- Bourdieu, Pierre (1982 [1979]): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Browne, Kath (2004): „Genderism and the Bathroom Problem: (re)materialising sexed sites, (re)creating sexed bodies“, in: *Gender, Place and Culture* Vol. 11, No. 3, September 2004, S. 331–346
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (Hg.) (2005): *Verkehr in Zahlen 2004/2005*, Hamburg
- Butler, Judith (1991 [1990]): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Butler, Judith (1993): „Für ein sorgfältiges Lesen“, in: Benhabib et al., *Der Streit um Differenz*, S. 122–132
- Butler, Judith (1997 [1993]): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Connell, Robert W. (1999 [1995]): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen: Leske + Budrich
- Cyba, Eva (2004): „Patriarchat: Wandel und Aktualität“, in: Becker/Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, S. 15–19
- Dackweiler, Regina/Holland-Cunz, Barbara (1991): „Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit“, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis, Schwerpunkt Feministische Öffentlichkeit – patriarchale Medienwelt*, Bd. 14, 30/31, S. 105–122
- Degele, Nina/Winker, Gabriele (2009): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*, Bielefeld: transcript
- Désert, Jean-Ulrick (1997): „Queer Space“, in: Ingram/Bouthillette/Retter (Hg.), *Queers in Space*, S. 17–26
- Dietze, Gabriele/Haschemi Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice (2007): „Checks and Balances. ‘Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory’“, in: Katharina Walgenbach et al., *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*, Opladen/Farmington Hill: Verlag Barbara Budrich, S. 107–139
- Doan, Petra L. (2007): „Queers in the American City: Transgendered perceptions of urban space“, in: *Gender, Place and Culture*, Vol. 14, No. 1, February 2007, S. 57–74
- Doan, Petra (2010): „The tyranny of gendered spaces – reflections from beyond the gender dichotomy“, in: *Gender, Place and Culture*, Vol. 17, No. 5, October 2010, S. 635–654
- Doderer, Yvonne P. (2002): *Urbane Praktiken. Strategien und Raumproduktionen feministischer Frauenöffentlichkeit*, Münster: Monsenstein und Vannerdat
- Dörhöfer, Kerstin (2010): „Ein Dach über dem Kopf? Oder ‚Was ist das Wohnen?‘“, in: Darja Reuschke (Hg.), *Wohnen und Gender. Theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 27–46
- Dörhöfer, Kerstin/Terlinden, Ulla (1998): „Ein Fauxpas mit Folgen. Rückschau und Ausblick auf feministische Positionen in Stadtforschung und Planung“, in: *FreiRäume. Streitschrift feministischer Planerinnen und Architektinnen*, Bd. 10/1998, S. 25–43
- Duden, Barbara (1993): „Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument“, in: *Feministische Studien* 2, S. 24–33
- Duggan, Lisa (2002): „The New Homonormativity. The Sexual Politics in Neoliberalism“, in: Russ Castronovo/Dana D. Nelson (Hg.), *Materializing Democracy: Toward a Revitalized Cultural Politics*, Durham/London: Duke University Press, S. 175–94

- Duncan, Nancy (Hg.) (1996): *BodySpace. Destabilizing geographies of gender and sexuality*, London/New York: Routledge
- Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik und Repräsentation*, Frankfurt/Main/New York: Campus
- Feltz, Nina (2002): „Bewegung und die Aneignung öffentlicher Räume in Lebensläufen von Frauen und Mädchen“, in: Caroline Kramer (Hg.), *FREI-Räume und FREI-Zeiten: Raum-Nutzung und Zeit-Verwendung im Geschlechterverhältnis*, Baden-Baden, S. 49–59
- Flade, Antje (2010): „Wohnen, Mobilität und Geschlecht“, in: Darja Reuschke (Hg.), *Wohnen und Gender. Theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 283–299
- Foucault, Michel (1983 [1977]): *Der Wille zum Wissen (Sexualität und Wahrheit 1)*, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Foucault, Michel (2001 [1973]): „Die Macht und die Norm“, in: Ders., *Short Cuts*, Frankfurt/Main: Zweitausendeins, S. 39–55
- Frank, Susanne (2003): *Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts*, Opladen: Leske + Budrich
- Fraser, Nancy (1996 [1991]): „Öffentlichkeit neu denken. Ein Beitrag zur Kritik real existierender Demokratie“, in: Elvira Scheich (Hg.), *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 151–182
- Frisch, Michael (2009): „Planning as a Heterosexist Project“, in: *Journal of Planning Education and Research* 21, S. 254–266
- Goffman, Erving (1994 [1977]): „Das Arrangement der Geschlechter“, in: Ders., *Interaktion und Geschlecht* (hg. u. eingeleitet v. Hubert A. Knoblauch), Frankfurt/Main/New York: Campus S. 105–158
- Gruppe Feministische Öffentlichkeit (1992): „Feministische Öffentlichkeit – Eine theoretische Annäherung“, in: Dies. (Hg.), *Femina Publica. Frauen – Öffentlichkeit – Feminismus*, Köln: PapyRossa-Verlag, S. 14–21
- Haase, Matthias/Siegel, Marc/Wünsch, Michaela (Hg.) (2005): *Outside. Die Politik queerer Räume*, Berlin: b\_books
- Hagemann-White, Carol (1984): „Thesen zur kulturellen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit“, in: Barbara Schaeffer-Hegel/Brigitte Wartmann (Hg.), *Mythos Frau. Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat*, Berlin: Publica, S. 137–139
- Haraway, Donna (1995 [1988]): „Situieretes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive“, in: Dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/Main/New York: Campus, S. 73–97
- Hark, Sabine (1993): „Queer Interventionen“, in: *Feministische Studien*, H. 2, S. 103–109
- Hark, Sabine (2004a): „We're here, we're queer, and we're not going shopping! Queering Space: Interventionen im Raum“, in: Christine Bauhardt (Hg.), *Räume der Emanzipation*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 221–234
- Hark, Sabine (2004b): „Lesbenforschung und queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen“, in: Becker/Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, S. 104–111
- Hark, Sabine (2005): *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Heimberg, Anke (2005): „Frauenarchive und Bibliotheken – Gedächtnis und lebendige Zentren der Frauenbewegungen“, in: Dies. (Hg.), „... das erste und einzige feministische Archiv in Marburg“. 15 Jahre Feministisches Archiv Marburg. Ein Projekt der Studentinnen- und Frauenbewegung, Marburg: BdWi-Verlag, S. 13–36



- Hennessy, Rosemary (2003): „Feminismus“, in: Frigga Haug (Hg.), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus*, Hamburg: Argument-Verlag
- Holland-Cunz, Barbara (1993): „Öffentlichkeit und Privatheit – Gegenthesen zu einer klassischen Polarität“, in: FREI RÄUME. Raum greifen und Platz nehmen. Dokumentation der 1. Europäischen Planerinnentagung, Sonderheft, S. 36–53
- Holland-Cunz, Barbara (2003): *Die alte neue Frauenfrage*, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- hooks, bell (1993): „Dritte-Welt-Diva-Girls. Die Politik der feministischen Solidarität“, in: Gloria I. Joseph (Hg.), *Schwarzer Feminismus. Theorie und Politik afro-amerikanischer Frauen*. Berlin: Orlanda Frauenverlag, S. 53–69
- Ingram, Gordon Brent (1997): „Open Space as Strategic Queer Sites“, in: Ingram/Bouthillette/Retter (Hg.), *Queers in Space*, S. 95–125
- Ingram, Gordon Brent/Bouthillette, Anne-Marie/Retter, Yolanda (Hg.) (1997): *Queers in Space. Communities, Public Places, Sites of Resistance*, Seattle: Bay Press
- Jagose, Annamarie (2001 [1996]): *Queer Theory. Eine Einführung* (hg. u. übers. v. Corinna Genschel et al.), Berlin: Querverlag
- Katz, Jonathan N. (1995): *The Invention of Heterosexuality*, New York: Plume
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (2005): „Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, ‚Rasse‘/Ethnizität“, in: *Transit – Europäische Revue* 29. [www.iwm.at/index.php?option=com\\_content&task=view&id=232&Itemid=230](http://www.iwm.at/index.php?option=com_content&task=view&id=232&Itemid=230), 31.10.2008
- Klöppel, Ulrike (2002): „XXoXY ungelöst. Störungsszenarien in der Dramaturgie der zweigeschlechtlichen Ordnung“, in: *polymorph* (Hg.), *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin: Querverlag, S. 153–180
- Knopp, Lawrence (1995): „Sexuality and Urban Space. A Framework for Analysis“, in: Bell/Valentine (Hg.), *Mapping Desire*, S. 149–161
- Knopp, Larry (2007): „On the Relationship Between Queer and Feminist Geographies“, in: *The Professional Geographer* 59 (1), S. 47–55
- Kotthoff, Helga (1994): „Geschlecht als Interaktionsritual? Nachwort“, in: Erving Goffman, *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt/Main/New York: Campus, S. 159–194
- Läpple, Dieter (1991): „Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept“, in: Hartmut Häußermann/Detlev Ipsen/Thomas Krämer-Badoni (Hg.), *Stadt und Raum. Soziologische Analysen*, Pfaffenweiler: Centaurus, S. 157–207
- Laps, Lena (1994): „Lesbischsein allein genügt nicht. Ein Blick zurück nach vorn auf politisches Denken und Handeln der Lesbenbewegung/West. Teil 1: Die 70er“, in: *Ihrrinn* 10, S. 30–43
- Lenz, Ilse (2004). „Frauenbewegungen: Zu den Anliegen und Verlaufsformen von Frauenbewegungen als sozialen Bewegungen“, in: Becker/Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, S. 665–675
- Lorde, Audre (1983 [1981]): „Vom Nutzen unseres Ärgers“, in: Audre Lorde/Adrienne Rich (1983), *Macht und Sinnlichkeit* (hg. v. Dagmar Schultz), Berlin: Orlanda Frauenverlag, S. 97–108
- Löw, Martina (1997): „Die Konstituierung sozialer Räume im Geschlechterverhältnis“, in: *Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996*, Frankfurt/Main/New York: Campus, S. 451–463
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Manalansan IV, Martin F. (2005): „Race, Violence, and Neoliberal Spatial Politics in the Global City“, in: *Social Text* 84-85, Nr. 3-4, Fall-Winter 2005, S. 41–55

- Massey, Doreen (1993 [1992]): „Raum, Ort und Geschlecht. Feministische Kritik geographischer Konzepte“, in: Elisabeth Bühler et al. (Hg.), *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*, Dortmund/Zürich: eFeF-Verlag, S. 109–122
- Mesquita, Sushila (2008): „Heteronormativität und Sichtbarkeit“, in: Rainer Bartel et al. (Hg.), *Heteronormativität und Homosexualitäten*, Innsbruck: Studienverlag, S. 129–147
- Meuser, Michael (1998): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*; Opladen: Leske + Budrich
- Meuser, Michael (2009): „Inklusionen und Exklusionen. Managing Diversity in der Metropolenentwicklung“, Vortrag im Panel „Inklusionen und Exklusionen in Metropolen“ bei der Regionalkonferenz Ruhr der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Bochum, September 2009
- Münst, Agnes Senganata (1998): *Der Beitrag lesbischer Frauen zur Öffentlichkeit der autonomen Frauenbewegung am Beispiel einer Großstadt, Pfaffenweiler: Centaurus*
- Namaste, Ki (1996): „Genderbashing: sexuality, gender, and the regulation of public space“, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 14 (2), S. 221–240
- Nissen, Ursula (1998): *Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumeignung*, Weinheim/München: Juventa
- Oswin, Natalie (2005): „Towards Radical Geographies of Complicit Queer Futures“, in: *ACME: An International E-Journal for Critical Geographies* 3 (2), S. 79–86
- Ott, Cornelia (1998): *Die Spur der Lüste. Sexualität, Geschlecht und Macht*, Opladen: Leske + Budrich
- Rich, Adrienne (1983 [1980]). „Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz“ (Übers. Renate Stendhal), in: Lorde/Rich, *Macht und Sinnlichkeit*, S. 138–168
- Rothenberg, Tamar (1995): „„And She Told Two Friends.“ Lesbians Creating Urban Social Space“, in: Bell/Valentine (Hg.), *Mapping Desire*, S. 165–181
- Schön, Elke (2009): „Zur Bedeutsamkeit des städtischen öffentlichen (Frei)Raums für den Lebensalltag und die Selbstorganisation 8- bis 15-jähriger Mädchen“, in: *Geographie und Schule*, No. 141, S. 37–40
- Schuster, Nina (2008): „Queere Räume? Strategien queerer Raumeignung und ambivalente Politiken der Sichtbarkeit“, in: Judith Coffey et al. (Hg.), *queer leben – queer labeln? (Wissenschafts-)kritische Kopfmassagen*, Freiburg/Br.: fwpf, S. 128–144
- Schuster, Nina (2010): *Andere Räume. Soziale Praktiken der Raumproduktion von Drag Kings und Transgender*, Bielefeld: transcript
- Sgier, Irene (1994): *Aus eins mach zehn und zwei laß gehn. Zweigeschlechtlichkeit als kulturelle Konstruktion*, Dortmund/Zürich: eFeF-Verlag
- Strüver, Anke (2005): *Macht Körper Wissen Raum? Ansätze für eine Geographie der Differenzen*. Wien: Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeographie
- Thiessen, Barbara (2004). „Feminismus. Differenzen und Kontroversen“, in: Becker/Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, S. 35–41
- Tietz, Lüder (2007): „Geschlechter-Inszenierungen von Schwulen auf *Pride*-Paraden. Ene heteronormativitätskritische Analyse“, in: Jutta Hartmann et al. (Hg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 197–218
- Valentine, Gill (1993): „(Hetero)sexing Space: Lesbian Perceptions of Everyday Spaces“, in: *Environment and Planning D: Society and Space*, Vol. 11, 4, S. 395–413
- Valentine, Gill (1996): „(Re)negotiating the ‚heterosexual street‘. Lesbian productions of space“, in: Nancy Duncan (Hg.): *BodySpace. Destabilizing geographies of gender and sexuality*, London/New York: Routledge, S. 146–155
- Wagenknecht, Nancy/Peter (2004): „Differenzielle Integration. Über Anlass und Möglichkeiten antirassistischer Queer-Politik“, in: *iz3w* 280, Oktober 2004, S. 24–26

- Wagenknecht, Peter (2007 [2004]): „Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs“, in: Jutta Hartmann et al. (Hg.), Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht, Wiesbaden: VS Verlag, S. 18–34
- Warner, Michael (2002): *Publics and Counterpublics*, New York: Zone Books
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): „Doing Gender“, in: *Gender & Society* 1, S. 125–151
- Wischermann, Ulla (2003): „Feministische Theorien zur Trennung von privat und öffentlich – Ein Blick zurück nach vorn“, in: *Feministische Studien* 1, 21. Jg., 23–34
- Wucherpfeffig, Claudia (2010): „Geschlechterkonstruktionen und öffentlicher Raum“, in: Sybille Bauriedl/Michaela Schier/Anke Strüver (Hg.), *Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 48–74
- Young, Iris Marion (1990): *Justice and the Politics of Difference*, Princeton: Princeton University Press